

Ich schaue mich um, will herausfinden, woher genau der Sirenenlärm kommt, und sehe noch knapp, wie Tantelotte eilig im Haus verschwindet, ihre Hände auf die Ohren gepresst.

»Nein!«, schreit sie, »nein, bitte nicht!«

Ich renne ihr nach. Die Treppen hoch, hinein in die Wohnung.

»Nein!«, schreit sie wieder, sinkt auf das Sofa und schlottert, als wäre es mitten im Winter. Aber sie weint nicht. Trotzdem habe ich ein bisschen Mitleid mit ihr.

Heute Abend kommt Papa zu uns. Mama muss für eine Untersuchung ins Krankenhaus. Wenn Mama weg ist, kann ich geradeso gut zu euch kommen, um wieder einmal nachzuschauen, ob mit Tante Lotte und dir alles in Ordnung ist, sagte Papa am Telefon. Zuerst habe ich mich gefreut, dann fiel mir ein, dass sie mich

bestimmt verpetzt wegen der Würmer, die ich auch am Abend nicht gegessen habe. Im Putzschrank steht der Teppichklopfer. Wenn Papa mir die Unterhose hinunterzieht und den nackten Hintern verdrischt, kneife ich mir so fest in den Arm, dass ich von beidem zusammen fast ohnmächtig werde. Irgendwann tut es dann nicht mehr weh.

Papa will über Nacht bleiben, damit er sicher sein kann, dass ich auch wirklich gut durchschlafe. Nicht wie früher, als ich noch bei ihnen wohnte und mitten in der Nacht aufstehen musste, um zu pieseln. Und Angst hatte. Papa weiß das nicht. Immer habe ich Angst, dass sie Mama abholen und sie auf dem Weg ins Krankenhaus stirbt.

Geschirrgeklapper und Kaffeegeruch aus der Küche. Gestern Nacht habe ich meine Zimmertür einen Spaltbreit offen gelassen,

weil ich besser einschlafen kann, wenn andere im Wohnzimmer noch miteinander reden. Nein, es war nur ein Traum, Mama liegt zusammengekrümmt an einem Flussufer. Nackte Füße, zerschlossener Pullover. Ihr Gesicht grau und aufgedunsen. Meine Nase ist zu, auf dem Kopfkissen spüre ich eine feuchte Stelle.

Papa ist immer noch hier. Ich höre, wie er sich bei Tantelotte für alles bedankt. Der Schlüsselbund schlägt gegen die Wohnungstür und klingt noch ein wenig nach.

Beim Frühstück ist Tantelotte lieb zu mir. Sie rührt so lange in meiner heißen Schokoladenmilch, bis sie nur noch lauwarm ist und ich sie gut trinken kann. Sie streicht mir ein Butterbrot mit einer dicken Schicht Erdbeermarmelade. Sogar *mein Schatz* sagt sie zu mir. An anderen Tagen muss ich mich noch vor dem Frühstück vor sie hinstellen, damit sie

meine Fingernägel kontrollieren kann, den Pullover, den Rock. Zusammen gehen wir in mein Zimmer. Wenn ich mein Bett schön gemacht habe, die Decke glatt gestrichen ist und im Schrank alle Wäschestücke haargenau aufeinanderliegen, erhalte ich einen grünen Punkt in mein Ordnungsheft. Unordnung macht sie wütend, so wütend, dass sie mit dem Herausreißen der Wäsche aus dem Schrank ein noch viel größeres Durcheinander anrichtet und immer noch lauter schimpft. An solch einem Morgen esse ich nichts und renne sofort in die Schule. Wäre die Schule bloß weit weg in Afrika. Und Tanelotte in Gelsenkirchen.

Ab und zu schenkt sie mir einen Zweifränkler. Das Geld ist für die Spardose, sagt sie. Ich nicke und denke an den Kiosk, wo ich mir von dem Geld die Haselnusschokolade kaufen werde.

Ich musste lange betteln, bis mir Tanelotte den Schlüssel zu meiner Spardose überließ. Es ist schließlich mein Geld, meine Spardose, und dazu gehört auch der Schlüssel. Ich glaube, sie schüttelt die Dose heimlich, wenn ich in der Schule bin. Jedenfalls habe ich schon bemerkt, dass sie verschoben auf meinem Bücherregal stand, obwohl ich die richtige Stelle mit einem Bleistiftkringel markiert hatte. Wenn man genau hinschaut, sieht man im Dosenschlitz die ineinandergreifenden Metallzacken. Die Zacken gehen nur dann auseinander, wenn von oben ein Geldstück hineingeschoben wird. Was drin ist, bleibt drin. Wenn man keinen Schlüssel hat.

Zwei Tafeln Haselnusschokolade. Das Geld, das dann noch übrig bleibt, werfe ich wirklich in die Spardose. Ich spare so lange, bis ich groß bin und eine eigene Wohnung habe.